



Illustrierte Kinder-Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 10.

21. Jahrgang.

1919.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Herbst-Segen.

Erzählung von Marie Gerbrandt.

Bei Baltrams wurde Obst geschüttelt. So reichlich wie in diesem Herbst hatten die Bäume selten getragen. Goldgelb und rotwangig lockten die Äpfel und Birnen zwischen dem schon stark gelichteten Laub, und die Pflaumenbäume sahen geradezu blau aus von der Menge ihrer Früchte. Das war eine Lust, hier zu ernten! Die Kinder waren schon den ganzen Nachmittag dabei, sammelten, schleppeten die schweren Körbe, kletterten auch wohl nach einem besonders festhängenden Apfel auf den Baum oder holten eine hochhängende Birne mit der Stange herab.

„Solch schönen Tag haben wir noch nie gehabt“, jauchzte die kleine Hilde.

„Doch, Weihnachten“, mahnte ihre ältere Schwester Gerda.

„Ja, aber seit Weihnachten ist dies der schönste Tag“, entschied der zwölfjährige Paul. Bums! fiel ihm ein Apfel, der sich erst nachträglich entschlossen hatte, seinen Standort aufzugeben, auf den Kopf. Aber das erhöhte nur die Freude.

„Kinder, Kinder! Dieser Segen!“ sprach die Mutter, als wieder ein Wäschekorb voll Bergamotten auf den Boden geschafft wurde. „Nun müssen wir aber auch anderen davon mitteilen.“

„Ach ja! Ach ja!“ riefen die Kinder und umringten sie freudehüpfend. „Der Großmama und Tante Amalie!“

„Die versorge ich“, sprach die Mutter lächelnd. „Aber nun sagt mal, wenn ihr jedes einen Korb Obst verschenken dürft, ganz nach eurem Belieben, wem würdet ihr ihn bringen?“

„Ich dem Herrn Lehrer!“ rief Paul schnell entschlossen; denn für seinen Lehrer wäre er durchs Feuer gegangen.

„Gut. Suche von den besten Früchten aus, Äpfel, Birnen und Pflaumen durcheinander, aber alles tadellos; damit beweist man Höhergestellten seinen Respekt.“

„Hurra!“ rief Paul und wollte sich ans Werk machen.

„Aber, weißt du“, fuhr die Mutter fort, „ich würde das Obst nicht mit in die Schule nehmen, sondern dem Herrn Lehrer in die Wohnung tragen.“

„Weshalb?“ fragte Paul, der sich gerade darauf gefreut hatte, daß die Mitschüler seine Gabe sehen und bewundern würden.

Es könnte dem Herrn Lehrer vielleicht peinlich sein, sich in der Klasse beschenken zu lassen; zartfühlender ist es jedenfalls, ohne Aufsehen zu schenken. Auch denkt vielleicht später, wenn du mal für eine Leistung gelobt wirst, der oder jener: Das verdankt er doch den Äpfeln, die er dem Herrn Lehrer gebracht hat.“

„Das ist wahr“, gab Paul zu. „Abgemacht, Mutter, ich geh' in die Wohnung und gebe meinen Korb der Frau Lehrer.“

„Nun, Gerda?“ wandte sich Frau Baltram an ihre älteste Tochter.

„Darf ich Frau Daniel etwas bringen?“ — Frau Daniel war die Waschfrau; als sie zuletzt bei Baltrams gewaschen hatte, hatte sie mittags um einen Groschen Vorschuß gebeten, um ihren Kindern rasch einen Hering zu kaufen. Frau Baltram hatte es leid getan und sie hatte Gerda mit einer Kanne Kirchsuppe hingeschickt. Bei dieser Gelegenheit hatte Gerda gesehen, wie fünf Kinder um den Tisch saßen, auf dem wirklich nur eine Schüssel Kartoffeln und eine Untertasse voll Salz sich befanden, und wie die Augen geleuchtet hatten, als die Mutter den Hering dazusetzte und jedem ein Stückchen davon abschnitt. Mit beinahe ungläubigem Erstaunen war die Kirchsuppe in Empfang genommen worden. Da noch einmal Freude zu bereiten, war Gerdas heißer Wunsch.

„Das darfst du gern tun“, sagte die Mutter. „Du kannst auch etwas angestohenes Obst mit dazunehmen; die Kinder essen es doch auf, ehe es faulen könnte.“

„Welchen Korb darf ich nehmen, Mutter?“

„Den größten, den du tragen kannst.“

Ein Freudenschrei, und Gerda stürzte auf einen hohen Bügelforb zu, der wohl 15 Liter Inhalt aufnehmen konnte. Wie sie ihn hinschaffen wollte, das war ihr Nebenache, hingelangen sollte er schon.

„Und du, meine Hilde?“

Die kleine Hilde war verlegen; sie kannte noch nicht viele Menschen.

„Bring doch der alten Nissassin welche, die dich neu-lich so ausgeschimpft hat“, rief Paul lachend.

Hilde wurde blutrot. Es war ihr eine schreckliche Erinnerung, daß die alte Nissassin sie ausgescholten hatte. Um für ihre Kaninchen Löwenzahnblätter zu pflücken, die sie so gerne fraßen, hatte Hildchen mit ihrem Händchen durch den Haun von Frau Nissassins Grasgärtchen gelangt. Das hatte die Alte gesehen, hatte sie mit grober Stimme angeschrien, ihr sogar mit ihrem Krückstock gedroht und überhaupt so getan, als hätte Hilde gestohlen. Zitternd und weinend war das Kind nach Hause gekommen, und die Mutter hatte es lange trösten müssen, ehe es sich beruhigte.

Aber in Hildes kleinem Herzen regte sich auch das Bewußtsein, daß man doch den Feinden Gutes tun solle, wie Mutter sie immer gelehrt hatte. Als Paul und Gerda ihre Körbe füllten, schmiegte sie sich schüchtern an ihre Mutter.

„Soll ich Frau Niklas Apfel bringen?“
 „Wenn du willst! Aber lieber Birnen, recht weiche, saftige, die essen alte Frauen gern.“

Hilde wurde ganz freudig, war aber doch noch ein wenig ängstlich. „Wird sie auch nicht böse sein?“ forschte sie.

Frau Baltram streichelte ihr übers Haar. „Wenn du recht freundlich und artig zu ihr bist, wird sie, glaube ich, gar nicht böse sein. Sie ist von Herzen nicht schlecht, ist ihr nur so traurig ergangen, das hat sie hart und bitter gemacht.“

Ein Weilchen später hatte jedes der Kinder seinen wohlgefüllten Korb. Paul stellte den seinigen für morgen früh beiseite, dann faßte er gutmütig an den Bügel von Gerdas Korb, um ihn ihr tragen zu helfen. Als sie vor das Häuschen kamen, in dem die Waschfrau wohnte, ging er zurück, damit Gerda die Freude des Schenkens für sich allein hätte.

Das Häuschen war verschlossen, denn Frau Daniel befand sich mit ihren Kindern auf dem Ahrenfeld. Doch mußte sie bald zurückkommen; die Sonne stand schon tief, die Hühner scharten sich um ihr Ställchen und die festgebundene Ziege meckerte, daß man sie hineinnehme. Gerda setzte sich auf die Schwelle und wartete. Bald kam auch Frau Daniel mit ihrer Kinderschar. Die Ziege machte sie im Vorbeigehen gleich los und brachte sie mit, während die Kinder Gerda neugierig umringten. Diese stand auf, machte einen Knix und sagte: „Mutter schickt dieses Obst!“ Es war etwas anderes, als sie sich vorgenommen, aber die Wirkung war dieselbe. Die Gesichter der Kinder verklärten sich, sie schauten sich nach der Mutter um, und die war ganz aufgeregt vor Freude.

„Ach — so viel! Deine Mutter ist zu gut, und du auch, Gerdachen. Ich danke dir tausendmal. Seht ihr, Kinder, nun habt ihr was fürs Büden und für eure Rückenschmerzen — sie haben nämlich heut schon sehr gestöhnt und geseufzt, Gerdachen. Ahrenlesen ist schwer. Morgen werdet ihr wohl vergnügter aufs Feld ziehen; wir nehmen uns eine Tasche voll Pflaumen mit!“ — So plauderte sie und streute dabei den Hühnern eine Handvoll von den mitgebrachten Ahren hin, auf die sie schon mit Ungeduld gewartet hatten.

Befeligt eilte Gerda nach Hause. Unterdessen war Hilde zu dem Häuschen der alten Niklassen gegangen. Ihre Schritte wurden immer kleiner, je mehr sie sich ihm näherte, und vor der Pforte wäre sie beinahe noch umgekehrt. Aber sie wartete, bis sie wieder Mut gefaßt hatte, zog den Pflöck heraus, der statt Riegel diente, trat ein und machte hinter sich zu. Nun konnte sie nicht mehr zurück, denn da vor der Tür saß die Alte, den Krückstock neben sich, und blickte vorgebeugt mit ihren rotgeränderten Augen und ihrem bösen Gesicht auf das kleine Wesen, das zaghaft den Gartensteg entlang kam. „Garten“ nannte wenigstens Frau Niklas das Gras- und Strauchfleckchen, das ihr Häuschen umgab, wenn auch keine Beeren und kaum noch eine Blume hier wuchs; denn sie konnte schlecht sehen und darum keine Ordnung schaffen.

„Was willst du?“ fragte sie mit grober Stimme, als Hilde vor ihr stand und ihr Knirchen machte.

„Birnen bringen!“ Hilde überreichte das Körbchen. Die Alte fühlte hastig das edle, weiche Obst; der Duft stieg ihr köstlich in die Nase. „Mir? Wieso?“

Das wußte Hilde nicht zu sagen, obgleich sie's fühlte. „Wohl für das Kraut, das du hier abgerissen hast? 's war wohl zu viel, daß ich was gesagt hab? Man soll sich wohl alles von euch abreißen lassen und nicht mal den Mund aufmachen?“

Hilde würgte nur das eine Wort „Kaninchen!“ heraus. Was die Mutter ihr so schön vorgefagt hatte von „Entschuldigen“ und „freundlich grüßen“ war ihr in der Angst entfallen.

„Ja, Kaninchen!“ Die Alte sah Hilde an, aber nicht mehr so streng, dann auf die Birnen. „Na, also, die soll ich haben?“

Hilde nickte.

„Aber ich hab' doch so auf dich geschimpft. Hast du denn keine Angst vor mir?“

Hilde fürchtete, wenn sie „ja“ antwortete, das könne sie beleidigen. „Muttschen sagt, Ihnen ist es schlecht gegangen“, sprach sie treuherzig.

„So! — Und deshalb — — Deine Mutter meint, deshalb schimpfe ich so viel?“

Hilde nickte wieder.

„Kann sein! Deine Mutter ist eine kluge Frau. Deine Mutter versteht den Menschen zu beurteilen. Und sie läßt dich zu mir geh'n?“

Frau Niklas sah der Kleinen scharf ins Gesicht; aber sonderbar, diesmal wurde Hilde gar nicht angst dabei, sondern sie fühlte sich ihr mit einem Male ganz nahe und herzlich zugetan.

„Daß du gekommen bist! So'n kleines Ding!“ — Plötzlich fiel eine Träne auf den Schoß der Alten; sie stellte den Korb weg und umfaßte Hilde, die es sich gern gefallen ließ. „So'n kleines, süßes Ding! Ja, mein Herzchen, sag' nur deiner Mutter, es ist mir schlecht gegangen. Die, an denen mein Herz hing, haben mich verlassen. Weil ich schlecht sehen kann, heiße ich ungeschickt; weil ich krumm und lahm gehe, lachen die Jungen hinter mir drein. Aber wenn man spürt, daß es doch noch gute Menschen gibt, dann ist man auch nicht schlecht, dann möcht' man auch wieder segnen statt fluchen.“

Sie wischte sich die Tränen mit der steifen, runzligen Hand. Jetzt tat sie Hilde unbeschreiblich leid, und sie wagte, liebevoll über ihren Arm zu streicheln.

Da wurde sie gewahr, daß Frau Niklas sogar lächeln konnte. „Komm herein, mein Herzchen“, sprach diese eifrig, und zog Hilde mit in die Stube. Dort humpelte sie zu einem Wandschrank, holte eine altmodische Tasse heraus, die von außen dunkelblau und mit einem Medaillonbildchen geschmückt, von innen vergoldet war, und tat sie in das Körbchen, nachdem sie die Birnen herausgeschüttet hatte.

„So, mein Herzchen, die gehört dir, die behalte du zum Andenken.“

Hilde war's gewöhnt, älteren Personen für ein Geschenk die Hand zu küssen. Das tat sie auch jetzt. Ihre Tasse trug sie heim, wie ein Heiligtum, und die Mutter gab ihr auch einen Ehrenplatz auf dem Büfett.

„Ihr habt euern Gang mit Freunden angetreten, Hilde den ihrigen mit Angst“, sagte die Mutter nachträglich zu den Kindern. „Dafür hat sie das Andenken daran.“

Ein noch schöneres Andenken besaß Hilde von jetzt ab jedoch in dem Herzen der alten Frau, die sie noch so oft besuchte und die sie auch in der Winterszeit nicht vergaß.



Der Klöppelsack.

Erinnerungen aus meiner Jugendzeit. Von Ch. Engel.

Als vor einigen Jahren ein Aufruf zur Verbesserung der Lage der Heimatbeiter durch die Zeitungen ging, beschäftigte man sich auch mit den Spitzenklöpplern im Erzgebirge. „Die Armsten müssen von Kind auf so angestrengt arbeiten, daß der Mund schon beizeiten das Lachen verlernt.“ So hieß es. Das klingt sehr traurig, doch steht es in Wirklichkeit durchaus nicht so bedenklich, denn das Spitzenklöppeln ist an und für sich keine anstrengende Arbeit, wenn man nicht gerade ganz besonders

feine Sachen anfertigt. Und daß die erzgebirgischen Kinder trotz aller Armut noch lachen können, auch ihre Freuden haben auf ihre Weise, kann ich aus eigener Anschauung bestätigen. Nach vielem Umherwandern wurden meine Eltern in ein vom Verkehr abgelegenes, armes erzgebirgisches Dorf verschlagen, wo ich Gelegenheit hatte, die Geschicklichkeit und Fingerfertigkeit zu bewundern, mit der nicht nur die Frauen und Kinder, sondern auch die Männer die Klöppel drehten und die Nadel stets ins richtige Loch steckten, ohne viel auf die Arbeit zu sehen.

Kaum hatte das Kind sein viertes Lebensjahr zurückgelegt, wurde auch schon seine Mutter gefragt: „Ka dei Klander“ oder, wenn es ein Mädchen war, „deine Klane aa schu klippeln?“ (auch schon Klöppeln?) Und mit Stolz wurde der Klöppelsack herbeigeholt, auf dem sich die Kleinen an der einfachsten Spitze, die es gab, dem „Pöpele“, auf ihren künftigen Beruf vorbereiteten.

Hatten sie es mit dem Pöpele — von kleiner Popel — so weit gebracht, daß das Spitzchen glatt, ohne zusammengezogen zu sein, vom Klöppelsack herunterging, kam die nächstschwierigere Spitze, das „Wäffele“, dran. Diesem folgten dann, je nach der Mode, der halbe Mond, der Kagenbuckel, das Ein- oder Dreitäppl, das Spinnel, die Zerrgusch, 's Scheitler (das Scheunentor u. a. Doch wer sich schon bis zum Steinbacher Fleck, einer seidenen Spitze mit zweierlei Bogen „Kappeln“, aufgeschwungen hatte, galt schon für einen angehenden Künstler. Jede Spitze trug ihren Namen, und sobald eine neue aufkam, schuf der Volksmund sogleich eine treffende Benennung.

Mußten die Kinder oft schon vor ihrem Eintritt in die Schule anfangen, Geld zu verdienen, wußte man doch ihrer Neigung zum Spielen Rechnung zu tragen. Man puhte ihnen den Klöppelsack auf alle mögliche Art und Weise heraus. Ein recht bunt geklümelter Überzug und an den Seiten, wo dieser zusammengezogen war, runde Glascheiben, hinter denen Bilder oder halbe Perlen prangten, bildeten das Entzücken der Kinder. Waren sie fleißig gewesen, brachte ihnen die Mutter bisweilen zur Belohnung einige Stahladeln mit bunten Köpfen aus der Stadt mit. Das gab den kleinen Klöpplern wieder einen Ansporn zum Weiterarbeiten, denn wenn diese Adeln nicht fleißig weitergesteckt wurden, rosteten sie. Am beliebtesten und gebräuchlichsten aber war der Schmutz bunter Perlen. Auf dem Kopfe jedes Klöppels mußte je eine große und eine kleine Perle thronen, während man den linken geraden Rand der Spitze gern mit einer Reihe gelber Drahtadeln einsäumte, an die man drei bis fünf oder auch noch mehr kleine Perlen schob, die durch den abgerissenen Kopf einer solchen Drahtnadel gehalten wurden. Es war dieses Abreißens und Anpassen eine mühsame Arbeit, doch die Kinder wurden nicht müde. Sie handelten und tauschten untereinander und gaben den Perlen Namen.

Solange die Knaben die Schule besuchten, mußten sie genau so klöppeln wie die Mädchen, doch verlor sich bei ihnen bald der rechte Sinn für das Klöppeln; dem Mädchen dagegen bedeutete der Klöppelsack, selbst wenn es erwachsen war, seinen ganzen Stolz und Reichtum, und je schmucker der Sack, desto schmucker auch das junge Mädchen, dem er gehörte. — Daneben trieb die sprichwörtlich gewordene Geselligkeit und Gemütlichkeit des Erzgebirges ihre schönsten Blüten. Weder die Erwachsenen noch die Kinder blieben gern allein zu Haus. Täglich gingen sie zueinander zu Rufen, und ich, die ich mit acht Jahren auch noch etwas klöppeln lernte, gesellte mich gern zu ihnen. So saßen wir scharenweise im Sommer vor den Haustüren, im Winter in den Stuben beisammen. Es wurde geschertzt, gesungen und manche abenteuerliche Geschichte erzählt.

Allerdings die Arbeit durfte darüber nicht vergessen werden, und um sich gegenseitig zum Fleiße anzufeuern, wurden beim Nadelsteden die althergebrachten Klöppelreime hergesagt. Ich will den kürzesten davon, der mir im Gedächtnis geblieben ist, hier folgen lassen:

„Mantig gieht de Woch ah,
Dienstig sei mar wuhlgetah,
Mietewoch is de Woch halb aus,
Dorschtig sei noch lane Borten (Spitzen) in'n Haus.
Frettag gejjin (jagen) mar de Mutter naus *),
Sunnomd wieder rei,
Daß mar'n Sunntig alle beisamme sei;
Kasn mar uns zwä Zäppeln,
Badn man en Zäppelgähnen;
Dos werd ober sei sei“.

Jeder, der eine Nadel steckte, durfte eine Zeile herlesen, und so flott, wie die Klöppel und die Adeln flogen, flog auch der

*) „Frettag gejjin mar de Mutter naus“ soll nicht etwa heißen, daß man wenig Ehrfurcht vor der Mutter besitze. Im Gegenteil, man achtet und liebt sie hier wie anderswo; das erzgebirgische Volk ist nicht roh, sondern im großen und ganzen gutmütig. Dieser Spruch besagt nur, daß man am Freitag sich einer übermütigen Stimmung hingibt.

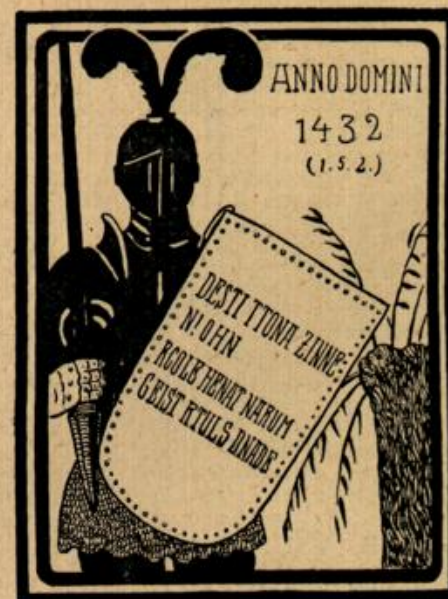
Reim von den Lippen der eifrigen Klöppler. Nahte jedoch der Abend, und war die vorgesteckte Zahl noch nicht erreicht, begann man um die Wette zu klöppeln. Man spielte meistens „Hofengejjin“ (Hasenjagen). Die Mutter nahm soviel bunte Adeln zwischen die Finger, wie Kinder oder Erwachsene zugegen waren, und bestimmte eine davon für den Jäger. Derjenige, auf den die Wahl fiel, mußte das Jagen übernehmen. Er hatte zunächst laut bis zehn zu zählen und dabei zehn Adeln zu steden. Als dann fragte er seinen nächsten Nachbar, wie hoch er es unterdes gebracht habe. Dieser nannte die Summe, sagen wir einmal, es wären elf gewesen. Nun mußte der Jäger die elf abklöppeln, er hatte aber den Vorzug, daß jede Nadel, die er steckte, so viel galt, wie sich Hasen am Spiel beteiligten. Waren es beispielsweise fünf, brauchte er nur drei Adeln zu steden, dann konnte er den nächsten fragen. Dieses Verfahren setzte er fort, bis er einen so weit hatte, daß er gestehen mußte, er habe keine Nadel mehr aufzuweisen. Dieser durfte nicht mehr mitspielen. Schnellig fragte der Jäger nun einen anderen und jagte so lange, bis alle Hasen erlegt waren.

Die Stelle, wo der Klöppelbrief zusammengefügt war, nannte man „die Wechsel“, und von da aus zählte man rückwärts oder vorwärts die Anzahl der Klöppeln, die jedem Kinde von der Mutter aufgegeben wurden. Sonnabends war Kiefertag.

Ein größeres Schulmädchen verdiente zu meiner Zeit — das war in den siebziger Jahren — einen Taler die Woche, manche auch noch mehr, ein erwachsenes mindestens zwei Taler. Das war nach den Begriffen der Leute viel Geld; waren sie doch nicht an große Ansprüche gewöhnt.

Mit der Zeit kamen einfache geklöppelte Spitzen aus der Mode. Zudem sank der Preis so tief, daß selbst die anspruchlossten Klöppler nicht mehr von ihrem Ertrage leben konnten. Nur kunstvollere Sachen, wie Kopfstifflenden, Taschentuchanten und Schals, werden auch jetzt noch gut bezahlt, doch nur wenige verstehen sich auf diese Kunst. Die jüngeren Leute wandten sich deshalb mehr der Posamententätigkeit zu. Doch ist es, als ob mit der Spitzenklöppelei auch ein Stück eigenartigen Volkstums verloren gegangen sei. Spiele und Reime passen nicht auf die Posamentenarbeit, denn sie erweist sich als weit anstrengender und eignet sich wenig für die schwerfällige Hand der Männer. Viele junge Burschen, und mit der Zeit auch Mädchen, haben es deshalb vorgezogen, in der Stadt Beschäftigung zu suchen. Die abseitsgelegenen Dörfer sind verödet, aber die Großmütter träumen hinterm Klöppelsack von einer baldigen Wiederkehr des einstigen Glanzes. Möge ihr Traum in Erfüllung gehen!

Knacknuß „Der Ritter.“



Die ersten dreißig Einsender der richtigen Lösung dieser Aufgabe sollen in einer der nächsten Nummern der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ genannt werden. Einsendungen, die nach Mittwoch dieser Woche eingehen, werden unter keinen Umständen berücksichtigt.

Regenwetter.

(Knabe und Mädchen, beide mit Schulranzen. Sie kommt und schaut ungeduldig nach rechts und links, streckt die Hand aus und fühlt, ob es regnet. Der Knabe kommt galant mit aufgespanntem Regenschirm.)

Er: Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen, Schirm und Geleit Ihr anzutragen?
Es tröpfelt bereits, Sie werden naß,
Und ohne Schirm, das ist kein Spaß.
(Er beschirmt sie.)

Sie: Sehr gütig! Ich will mit der Elektrischen fahren, doch kommt noch keine, es ist abscheulich.
(Sie schaut aus.)

Er: Ja, so zu warten, das ist ganz greulich.
Sie: Eigentlich wollt ich das Fahrgeld sparen.

Er: Ach, sind Sie so sparsam? Ich bin es nie.
Sie: Die Eltern sehn's gern, drum geb' ich mir Mühe.

(Sie stampft mit dem Fuß.)

Wo bleibt nur die Bahn? Noch keine in Sicht.

Er: Mein Fräulein, fahren Sie lieber nicht.
Ich schlage vor, gemächlich zu laufen,
Für das Fahrgeld werden wir uns was kaufen.

Sie: Ich glaube, mein Herr, die Idee ist nicht schlecht.

Ich bitt' Ihren Arm!

Er: Sehen Sie, so ist es recht.

(Sie gehen Arm in Arm unter dem Schirm ab.)

Max Rosenfeld.



Vom Sternenhimmel.

Ihr habt gewiß schon öfter den Himmel beobachtet, entweder am Tage, wenn die zarten Wölkchen wie Schäfchen ziehen oder die schweren, dunklen, die der Sturm treibt vor oder nach einem Gewitter. Ihr habt gewiß auch gefunden, wie schön und wie interessant es ist, die Wolkenbildung und den Zug der Wolken zu beobachten. Wie schön ist aber erst der Himmel, wenn er in seinem Sternengewand strahlt! Und wie verschieden er auch da sein kann. Vielleicht habt ihr auch gehört, daß man das Wetter daraus prophezeien kann. Ganz früher wußte man es von den alten Schäfern, die die Natur so genau beobachteten, daß sie aus ihr lesen konnten wie aus einem aufgeschlagenen Buch. Das könnt ihr auch lernen, paßt einmal auf. Wenn die Sterne so prächtig gleichmäßig hell erstrahlen, wird schönes Wetter, wenn sie aber so unruhig glitzern, kommt Sturm. Und wißt ihr warum? Die Luftschichten da oben sind sehr viel dünner als die unteren und deshalb werden sie von atmosphärischen Veränderungen schon berührt, wenn die unteren Schichten noch ganz ruhig sind. Wenn aber das Himmelszelt wie dicht besät mit Sternen ist, und es sieht aus, als wäre es blank gewaschen, dann kommt Regen, denn die oberen Luftschichten sind schon feucht und deshalb spiegeln sich die Lichtstrahlen viel deutlicher als in trockener Luft. Wer das alles genau beobachtet, kann auch aus der Wolkenbildung den nahen Sturm erkennen. Nun paßt einmal auf, was ihr alles beobachten könnt und ob die Sterne die zuverlässigen Wetterpropheten sind, für die sie nach neueren meteorologischen Feststellungen gelten.

Anna Moths.

Tiere als Selbstärzte.

Der Instinkt lehrt die Tiere, wenn sie sich krank fühlen, das zu tun, was ihnen am zuträglichsten ist. Sie sind gleichsam ihre eigenen Ärzte und gehen in der Diagnose sowie in der Therapie fast niemals fehl. Haben sie Fieber, so nehmen sie wenig Nahrung, trinken viel Wasser und baden oft; wenn Kagen und Hunde eine Störung ihrer Verdauung merken, dann fressen sie Gras. Kranke Widerkauer suchen gewisse Kräuter, die sie sonst vermeiden. Von Rheuma befallene Tiere halten sich möglichst viel in der Sonnenhitze auf, während fiebernde Kühle und schattige Orte bevorzugen. Gebrochene Gliedmaßen amputieren sich die Tiere durch Abbeißen. Ein Pinscher, bei dem ein Auge verletzt war, hielt sich im Dunkeln auf und kühlte sich das verletzte Auge, in dem er seine Pfote beledete, die er an die schmerzende Stelle hielt; es war ihm ein leichtes, diesen natürlichen Umschlag nach Bedarf jederzeit zu erneuern. Die Tiere sind also ganz geschickte Heilkünstler, die stets wissen, was ihnen gut tut.

Wieviel Vogelarten gibt es auf der Erde?

In einer Sitzung der deutschen Ornithologischen Gesellschaft sprach Geheimrat Dr. Reichenow über die Verbreitung der Vögel auf der Erde. Es lassen sich nach seiner Auffassung zehn Tiergebiete abgrenzen: Nordpolargebiet, Südpolargebiet, Neuseeland, Madagaskar, Nordamerika, Südamerika, Europäische-Sibirisches Gebiet, Afrika, Indien und Australien. Im ganzen sind bis heute 20 000 Vogelarten bekannt, die in 120 Familien mit insgesamt 131 Gattungen vereinigt werden. Die größte Familie mit 2000 Arten bilden die Sylvien, die Sperlingsvögel, und die größte Gattung mit 180 Arten ist das Geschlecht *Turdus*, Drosseln. Das Südpolargebiet mit nur 50 Arten ist das ärmste, das südamerikanische Gebiet mit 3000 Arten das reichste.

Blinde Rebhühner.

Fälle von Erblindung sind bei wildlebenden Hühnerartigen, vornehmlich beim Rebhuhn, viel häufiger zu finden, als man für gewöhnlich annimmt. So berichtet in der „Deutschen Jäger-Zeitung“ ein Jäger einen bemerkenswerten Fall, der sich im Jahre 1915 im nordwestlichen Böhmen zutrug. Nachdem er einige Schüsse auf eine starke Kette von Rebhühnern abgegeben hatte und drei Stück heruntergefallen waren, brachte der Hund eine lebende, stark entwickelte alte Henne, die auf beiden Augen völlig erblindet war. Außerdem lag eine starke Verkrüppelung des Schnabels vor, die auch bei vorhandener Sehkraft die Nahrungsaufnahme sehr erschwert hätte. Es blieb unbegreiflich, wie die Henne imstande war, der Kette zu folgen. Von einem zweiten Beispiel im August des vorigen Jahres weiß der Jäger folgendes zu erzählen: Als er eine schilfige Gegend nach Jungenten absuchte, fiel ihm das Verhalten eines Hühnchens auf, das auffallend zurückblieb. Er schoß das Tier ab und fand, daß es erblindet war. Das linke Auge fehlte ganz, das rechte war stark verkümmert und erweckte den Anschein, als wäre es vertrocknet. Für die Entstehungsursachen solcher Erblindungen

bei Rebhühnern fehlt eine beweiskräftige Erklärung, doch glaubt man, daß es sich um Verletzungen handelt, die durch Anstoßen an schwer sichtbare Hindernisse, wie Telegraphendrähte oder dergleichen, verursacht wurden. Daß solche ihrer Sehkraft beraubten Hühner die Kette nicht verlieren, ist gewiß recht merkwürdig, doch dürfte sich die Sicherheit der Tierchen damit erklären, daß in einem solchen Falle das durch Anpassung weitaus schärfer entwickelte Gehör die Aufgabe der verlorenen Sehkraft übernimmt und das Tier imstande ist, der Kette zu folgen. Für die Verkrüppelungen des Schnabels, welche die Nahrungsaufnahme so sehr erschweren, dürften dieselben Ursachen maßgebend sein wie für die Erblindung der Hühner. Ähnliche Beispiele werden auch von anderen Jägern erzählt, die durchaus nicht selten auf blinde Hühner stoßen.

Warum macht die Kaze einen Buckel, wenn sie angegriffen wird?

Die Frage wird in St. Hubertus folgendermaßen beantwortet: Die Kaze will damit ihre schwache Stelle, das Genid, schützen. Sie hat zwei Waffen, ihr Gebiß, das der angreifende Hund nicht sonderlich fürchtet, und ihre Pranken, die bewaffneten Vorderfüße, vor denen der Hund die größte Hochachtung besitzt. Die Kaze ist also von vorne für den Hund sehr wenig angreifbar, und der erfahrene Hund versucht daher, sie über ihren Kopf hinweg beim Genid zu fassen. Bedinglich um dies zu verhindern, macht die Kaze einen Buckel

Rätsel.

Wer hat einen Kamm und kammst sich nicht,
Wer hat Sporen und reitet nicht,
Wer hat viel Sichel und schneidet nicht?

Suchbild.



Wo ist der Vater?

Auflösung von „Wofin geht der Wanderer?“ in Nr. 9.

Man liest abwechselnd einen Buchstaben von hinten und von vorne und erhält dann: „Dem Ziele entgegen.“